



Tierfilmer, Abenteurer, Eifeler

„Lass uns ein bisschen gehen, ich hab die Handwerker hier“, begrüßt mich Andreas Kieling an einem sonnigen Oktobermorgen in seinem Haus in Hümmel. Die erst 12 Wochen alte Hundedame Cleo wird mir vorgestellt und zu dritt spazieren wir den Feldweg gleich hinter der Grundstücksgrenze hinab. Vor uns bietet sich ein wunderschönes sonniges Bild – man kann bis zur Landesgrenze nach NRW blicken. Kieling malt mit seinen Händen eine Begrenzung in den Horizont: „Hier hatte ich früher mein Revier, als ich als Förster in die Eifel kam“. Eines Tages habe er durch sein Fernglas ein schönes, rothaariges Mädchen den Weg heraufkommen gesehen und danach getan, was man in der Eifel tun muss: Kirmesbesuch, Maibaum – das komplette Programm. Seitdem hat er seine Birgit fest an der Seite.

Praktischerweise konnten die beiden den Bauernhof seiner Schwiegereltern in Hümmel beziehen und seitdem lebt Kieling fest in

seiner Wahlheimat. „25 Jahre ist das jetzt schon her, und ich kann noch immer kein Wort platt“. Nach etwa zehn Minuten lassen wir uns auf einer Bank nieder, die von der Sonne verwöhnt wird. Cleo jagt, immer wieder von ihrem Herrchen ermahnt, nach Mäusen. Währenddessen packe ich meine Liste mit Fragen aus, die ich dem bekanntesten Tierfilmer Deutschlands nun stellen möchte ...

Andreas, bei einer Deiner Expeditionen wurdest Du in diesem Jahr in Ost-Indonesien von einer hochgiftigen Seeschlange gebissen. Erzähl doch mal kurz, was da genau passiert ist.

Ost-Indonesien, wo ich übrigens Komodowarane gefilmt habe, hat pro Quadratkilometer die höchste Dichte von giftigen Tieren auf der Erde. Skorpione, Spinnen, Baumschlangen, Vipern ... selbst die Warane haben einen hochinfektiösen Speichel. Im Meer sieht es da nicht viel besser aus, unter anderem wegen der sehr giftigen Seeschlangen. Eine von ihnen hat mich dann morgens beim Waschen im Meer erwischt und in die Augenbraue gebissen. Bei einem

Schlangenbiss bekommt man erst mal einen riesigen Schreck. Dann ist die auch noch sofort weggeschwommen. Ich bekam sie also nicht mehr zu fassen und war mir daher gar nicht sicher, was es genau für eine war.

Was hast Du danach getan?

Nicht viel. Der Biss einer Schlange, selbst der einer Giftschlange, ist ja nicht sehr schmerzhaft. „Glück gehabt“, habe ich gedacht, „da scheint ja nicht viel passiert zu sein“. In den nächsten zwei Stunden tat sich auch nichts, bis sich plötzlich erste Lähmungserscheinungen einstellten. Dann bekam ich einen starren Blick, konnte die Augen nicht mehr schließen und mein Körper wurde ganz kalt. Aber das allerschlimmste war eigentlich, dass meine Atmung immer wieder aussetzte. Das Neurotoxin dieser Schlange lähmt den Gebissenen praktisch langsam. Jetzt muss man dazu sagen, dass in dieser Region ein Unfall mit einem giftigen Tier etwas völlig normales ist, so wie hier ein Motorradunfall. Allerdings war dort nicht an medizinische Hilfe zu denken, weil wir viel zu weit vom Schuss waren. Ich lag also in dieser Bambushütte, ein Indonesier kam dazu und mein Kollege fragte ihn „Was machen wir denn jetzt?“ Worauf der Indonesier nur meinte „Da

kann man nichts machen, dieser Mann wird heute Nacht sterben. Fast jeder der von einer Seeschlange gebissen wird stirbt.“ Ich konnte mich zu diesem Zeitpunkt schon nicht mehr bewegen, bekam aber noch alles mit. Das musst du dir vorstellen wie kurz vor einer Narkose, so eine Art dauernder Dämmer Schlaf in dem du alles hörst. Interessanterweise war ich in diesem Zustand trotz der Atemaussetzer nicht panisch, sondern konnte ganz klar denken. Das ist im Nachhinein betrachtet das interessanteste für mich – wie entspannt ich dabei war.

Und worum drehten sich Deine Gedanken?

Um alles mögliche. Um mein bisheriges Leben, meine Familie, was ich alles so erlebt habe. Das war ein ganz komischer Zustand, mal weggedämmert, mal völlig klar. Ich weiß noch, dass ich dachte: „Scheiße, hier herrschen 38 Grad und 95% Luftfeuchtigkeit. Wenn du jetzt stirbst - wie siehst du dann bitte aus, wenn du zuhause ankommst?“

Kannst Du Dir denn erklären, warum Du letztendlich überlebt hast? Das ist schwer zu sagen. Ich wurde schon einmal von einer Giftschlange gebissen. Aber das war nicht wirklich

schlimm. Und auch sonst war ich schon in Situationen, in denen ich eigentlich hätte erfrieren oder verbluten müssen ... Ich weiß es wirklich nicht, wahrscheinlich ist es auf meine zähe Konstitution zurückzuführen.

Was war denn, abgesehen von der Geschichte mit der Seeschlange, die größte Verletzung, die Du Dir je durch Deine Arbeit zugezogen hast?

Es gab gar nicht so viele wirklich ernsthafte Verletzungen. Mit die Schlimmste habe ich mir vor vielen Jahren bei Dreharbeiten in der Eifel zugezogen. Ich drehte etwas über Wildschweine im Waldgebiet zwischen Blankenheim und Dahlem und wurde durch einen angreifenden Keiler schwer verletzt. Der hat mir das Schulterblatt angebrochen, beide Arme aufgerissen und mir eine tiefe Wunde im Gesicht beigebracht. Dabei habe ich viel Blut verloren und das war so mit die schwerste Verletzung.

Ausgerechnet vor der eigenen Haustür ...

Ja, das ist die pure Ironie des Schicksals. Wie ein Stuntman, der auf einer Bananenschale ausrutscht und sich das Kreuz bricht.

Hast Du eigentlich immer ein Satelliten-Telefon dabei in entlegenen Gebieten? Wie schützt du Dich?

Als ich vor ein paar Jahren gemeinsam mit meinem ältesten Sohn Erik in Kanada unterwegs war, da hatte ich ein Satelliten-Telefon dabei. Es ist schon ein Stück Sicherheit, aber in den meisten Situationen ist es ohnehin kaum nützlich, weil man zwar um Hilfe rufen kann, diese aber gar nicht rechtzeitig da wäre. Ich fände es auch ein bisschen absurd, irgendwo im Urwald mit einem abgerissenen Arm oder Bein zu liegen und meine Frau anzurufen, um mich von ihr zu verabschieden. Außerdem bekommst Du selbst am Arsch der Welt ständig irgendwelche superwichtigen Anrufe, die dich nur nerven. Früher wurde einfach abgewartet und die Welt hat auch funktioniert. Da gab es dann wochenlang keine Entscheidungen zu irgendetwas, weil man eben gerade auf einem Berggipfel herumkraxelte oder im Urwald war. Heute wirst du schräg angesehen, wenn Du eine Email zwei Tage lang nicht beantwortest. Ansonsten schütze ich mich nur mit Bärenspray. Das ist eine Art Pfefferspray, das eigentlich ganz gut hilft, auch gegen viele andere Tiere. Schutz Waffen habe ich nicht dabei, nur einen Bogen und eine Angel zur Nahrungsbeschaffung und natürlich ein Messer.

Du gehst in Deinen Filmen immer sehr nahe ran, so nahe, dass Du

Deine tierischen Hauptdarsteller berühren könntest. Egal, ob das jetzt ein Grizzly, ein Komodowaran oder ein Krokodil ist. Warum arbeitest Du nicht häufiger mit dem Zoom, sondern begibst Dich lieber in Lebensgefahr um ganz nahe zu sein?

Der Zuschauer erwartet heute Perspektiven und Kameraeinstellungen, die sehr außergewöhnlich sind. Und wenn man diese heutzutage nicht drauf hat oder sich nicht darum bemüht, bekommt man keine Aufträge mehr und ist schnell raus aus dem Job. So ging es leider vielen Kollegen. Letztendlich merkt sogar Frau Müller auf dem Sofa zuhause den Unterschied. Es ist einfach ein anderes Bild, wenn ich zum Beispiel Komodowarane beim Fressen drehe, indem ich eine kleine Kamera an einer Teleskopstange direkt in das Fressgelage hineinhalte. Das sieht anders aus, als wenn ich zwanzig Meter entfernt stehe und nahe ranzoomte. Aber auch bei weniger offensichtlichen Beispielen merkt der Zuschauer, vielleicht auch nur unterbewusst, dass irgendetwas besser wirkt, etwa wenn viel Tiefenschärfe in den Aufnahmen drin ist. Natur- und Tierfilme sind heute nicht mehr das, was sie vor 20 Jahren noch waren. Ich finde Sielmann und Grzimek immer noch klasse und letztendlich guckte damals ja auch die halbe Nation zu. Aber wenn du heute solche Filme machst, darfst Du keine Distanz mehr zum Tier zeigen.

Also bist Du in erster Linie für den Zuschauer so nahe dran?

Nein, auch für mich, das ist auch eine persönliche Herausforderung. In erster Linie denke ich natürlich an außergewöhnliche Aufnahmen, aber es ist auch mir selbst ein Bedürfnis, ganz nahe zu sein. Dafür investiere ich auch viel Zeit darin, die Tiere an mich zu gewöhnen. Ich versuche, eine Beziehung mit ihnen aufzubauen. Bevor ich solche Aufnahmen drehen kann, benötige ich oft Wochen und Monate, um dem Tier überhaupt nahe genug kommen zu können. Viele stellen sich fälschlicherweise vor, dass ich einfach irgendwo hingehere und denke „Oh, das sieht jetzt aber schick aus“, dann ein bisschen Zickzack laufe und schon habe ich die Aufnahmen im Kasten. Das ist oft monatelange harte Arbeit! Bei den sehr scheuen Bergschafen in Alaska zum Beispiel, da habe ich erst mal wochenlang täglich Salz in die Berge getragen, bis die Ziegen irgendwann feststellten: „Aha, die Mineralien, die wir hier immer schön serviert bekommen, sind offensichtlich von dem Kerl da“. Die haben nachher schon auf mich gewartet und sich gefreut. Wenn man soweit mit Tieren

gekommen ist, lassen sich ganz andere Bilder drehen.

Deine Filme erzählen nicht ausschließlich die Geschichte der Tiere, sondern bieten auch einige Reportageelemente, in denen gezeigt wird, wie Du arbeitest und was „hinter der Kamera“ alles passiert. Mit wie vielen Kameras drehst Du normalerweise, um dieses Ziel zu erreichen?

Mittlerweile bin ich jetzt immer zu zweit. Mein Kollege hat dabei die Aufgabe, mich bei der Arbeit und die Geschichte an sich zu filmen. Früher habe ich mich oft selbst gefilmt, mit ausgestrecktem Arm oder abgestellter Kamera. Da dachten immer viele, dass da doch eine zweite Kamera dabei sein müsste, obwohl ich alleine war. Aber man kann diese Illusion mit geschicktem Schneiden hervorrufen, auch wenn es mühsamer ist als mit zwei Kameras.

Wird der Spannungsbogen, also die eigentliche Geschichte Deines Films, erst im Schneiderraum entschieden oder überlegst Du Dir das vor Ort?

Nein, ich habe schon einen Drehbuchentwurf, in dem der eigentliche Handlungsablauf grob umrissen ist. Da stehen dann bestimmte Aussagen und Infos drin, die man in die Kamera abgeben möchte. Zum Beispiel denkt man sich vorher aus, was man in welcher Situation über die Tiere erzählen möchte. Aber das ist natürlich nicht mit einem Dialogdrehbuch wie beim Spielfilm zu vergleichen. Außerdem läuft auf Abenteuerreisen vieles anders als geplant und man muss oft situativ reagieren. Deshalb ist ein zweiter Kameramann auch sehr wichtig. Wenn mich zum Beispiel ein Tier angreift und wir drehen das aus zwei Positionen, dann kann man so etwas sehr lebendig zusammenschneiden.

Kommt es oft vor, dass Du bestimmte Dinge nachdrehst, weil es in der eigentlichen Situation nicht möglich war?

Es kommt hin und wieder vor, dass man bestimmte Schlüsselszenen nachdreht, um es beim Schneiden einfacher zu haben, eine flüssige Geschichte zu erzählen. Dabei erfinde ich aber nie etwas dazu oder dramatisiere übertrieben. Das sind hauptsächlich ganz klassische Einstellungen wie etwa ein Blick durch ein Fernglas, eine schnelle Bewegung oder vielleicht auch mal eine Einstellung aus der Sicht des Tieres. So läuft Film und Regiearbeit nun einmal. Es gibt natürlich Puristen unter den Zuschauern, die sich dann sofort Gedanken machen. Aber die meisten Menschen denken: „Na, ich habe glaubhaft gesehen, wie er von dem Bär angegriffen wurde, also glaube ich den Rest auch“. Und letztendlich war es ja auch so, wie ich es zeige.

Wie viele Stunden Material benötigst Du denn im Durchschnitt für einen Film?

Die Standardlänge ist 52 Minuten. Wir produzieren zuerst die internationale Fassung, denn hauptsächlich sind es Co-Produktionen. National Geographic und Discovery Channel sind dabei die Hauptgeldgeber - und natürlich das ZDF. Wir machen zum Teil auch ganz andere Fassungen von einem Film. Die Amerikaner wollen immer alles extrem haben: extreme Gefahr, extrem giftige Tiere und so weiter. Für Deutschland will man alles normaler und geht ruhiger und entspannter an die Sache heran. Was das Material angeht, habe ich ein Verhältnis von etwa 1/16. Das heißt ein 16tel des gedrehten Materials ist letztendlich zu sehen.

Bitte umblättern

Zur Person

Schon in der DDR hatte der in Gotha geborene Andreas Kieling einen unbändigen Freiheitsdrang, der schließlich in einer Halsbrecherischen Flucht in den Westen am 16. Oktober 1975 gipfelte. Damals war er 16 Jahre alt und durchschwamm die Donau von der damaligen CSSR aus in Richtung Österreich. Diese Aktion war die erste seines jungen Lebens, in der er sich in Todesgefahr befand - Maschinengewehrsalven und Wachhunde inklusive. Nach einigen Jahren als Seemann absolvierte er eine Ausbildung zum Forstwirt und landete schließlich 1983 als Revierförster in der Eifel, genauer gesagt im rheinland-pfälzischen Örtchen Hümmel, gleich hinter der Landesgrenze zu NRW und dem Kreis Euskirchen. Dort lebt er auch heute noch, gemeinsam mit seiner Frau Birgit und den Söhnen Erik (14) und Thore (9). Ab 1987 war Kieling zwei Jahre als Forstberater in China und Pakistan tätig, bis er sich schließlich 1991 damit begann, seinen Traum zu verwirklichen. Auf einem sechsmonatigen Aufenthalt in Alaska drehte er als Autodidakt seinen ersten Tierfilm und konnte diese Dokumentation prompt zur besten Sendezeit anbringen. Seitdem bereiste der Abenteuerer, der am vierten November 48 Jahre alt wird, bereits die ganze Erde. Immer auf der Suche nach neuen spannenden Geschichten.



„Beim drehen ganz nahe heran zu gehen, ist auch eine persönliche Herausforderung für mich“



Tut es nicht weh, wenn man im Schneiderraum so viel Material weglassen muss?

Früher hat mir das mehr weh getan. Heute tröste ich mich damit, dass der Zuschauer diese Szenen ja nicht kennt. Es heißt ja auch nicht, dass das Material verbrannt wird. Irgendwann wird man es sicherlich noch mal verwenden können, auch wenn wir in der Fachsprache das wegschneiden „Kill your darlings“ nennen („Töte Deine Lieblinge“ – die Red.). Wir haben jetzt zum Beispiel gerade einen Film in der Mache, in dem es um Löwen geht. Deswegen muss ich in ein paar Tagen auch wieder nach Botswana. Dafür haben wir schon viele spektakuläre Jagdszenen gedreht, die aber für den normalen Zuschauer, so toll wie sie anzusehen sind, einfach zu martialisch und blutig daherkommen. Das soll Sonntagsabends um 19.30 Uhr im ZDF laufen. Eine Zeit also, zu der auch noch viele Kinder zuschauen. Sicher, das Leben funktioniert nach dem Jäger/Beute-Prinzip, aber man muss jedem Zuschauer gerecht werden und dann eben auch zur Schere greifen.

Der australische Tierfilmer Steve Irwin, der im letzten Jahr durch den Stich eines Mantarochens starb, war weltweit bekannt für seine spektakulären Aktionen. Siehst Du was Deine Arbeit betrifft irgendwelche Parallelen zu Irwin?
Ich möchte meine Art der Arbeit nicht

mit seiner vergleichen, aber gewisse Parallelen sind da, klar. Dass meine Filme heute immer Reportageelemente über mich selbst enthalten kam übrigens durch Zufall. Irgendwann fing ich damit an, für meine Jungs mit einer kleinen Videokamera zu dokumentieren, was ich so während der Arbeit alles erlebe. Damit die einfach mal sehen wie es ist, wenn der Papa im Schneesturm steckt, von einem Elch angegriffen wird oder zwei Tage auf einem vereisten Berggipfel verbringt. Als ich diese Privateufnahmen mal irgendwann einem ZDF-Redakteur gezeigt habe, fand der das total interessant und wollte es unbedingt eingebaut sehen. Und wenn man sich meine Arbeit heute anguckt, dann denke ich, glaubt man mir auch, dass ich solo oder zu Zweit unterwegs war und das alles genau so erlebt habe. Bei Steve Irwin stand ein Team von zehn Leuten drum herum, das sich vorher ganz genau einen bestimmten Drehort ausgesucht hat, der richtig gut überkommt. Aber es ist schon so – wenn Du heute eine Geschichte über Tiere erzählen möchtest, dann musst du die an irgendetwas festmachen. Das kann die Sicht einer Wildschweinbache sein, die Erinnerung eines alten Oberförsters oder du machst sie an einem Tierfilmer fest, der mal mit einem Ultraleichtflugzeug unterwegs ist, sich mal komplett tarnt oder mal auf einen Baum klettert.

Wie drehst Du unterwegs? Das hat ja auch etwas mit Gewicht und Material zu tun ...

Ich drehe noch sehr viel auf Film, also mit einer richtig großen Filmkamera im 16:9 Format. Auch eine digitale HD-Kamera ist dabei für Statements und kleine Szenen. Klar, das bedeutet viel Gewicht. Zum einen lege ich hier und da Depots an und zum anderen drehe ich sehr bewusst. Pro Filmrolle habe ich zehn Minuten, die kostet 350 Euro und hat etwa 25 Zentimeter Durchmesser. Davon habe ich vielleicht fünf Rollen mit und überlege mir ganz genau, was ich drehe. So haben Kameraleute früher jahrzehntelang gearbeitet. Wenn ich mir heute die neue Generation von Videofilmen so ansehe denke ich oft, dass die es nie lernen werden. Die machen das Ding gar nicht mehr aus! Jetzt stell dir mal vor, ich würde so arbeiten und käme mit 300 Kassetten zum Schnitt - Der Cutter würde einen Schlag bekommen! So viel kann man ja gar nicht sichten. Bei mir haben sich schon Kameraleute beworben, die hatten einen geschnittenen Film dabei, der wirklich OK war. Aber wenn ich mir dazu dann das unglaublich lange Rohmaterial angesehen habe war klar, dass man diese Leute draußen nicht gebrauchen kann. So zu arbeiten kostet einen Haufen Bandmaterial und eine Menge Strom, das geht in der Wildnis einfach nicht.

Stichwort Strom. Wie versorgst Du Dich damit in der Wildnis?

Hauptsächlich mit Solarzellen, die eine Trockenbatterie speisen, mit der ich dann wiederum die Akkus aufladen kann. Das ist ziemlich aufwendig. Strom kann einen unterwegs wirklich fertig machen. Das schlimmste was dir passieren kann ist, dass du wochenlang draußen unterwegs warst, Dich richtig gequält hast und plötzlich eine Superszene vor Dir siehst - und dann sind die Akkus leer. Daran merkst du auch, dass du dich in einer ganz anderen Welt befindest. Daher auch meine Sparsamkeit beim drehen. Mit einem Batterieblock komme ich bei meiner Videokamera vielleicht einen Dreiviertelstunde hin, für die Filmkamera reicht der unter Umständen zwei Monate.

Du hast Familie, eine Frau und zwei Kinder. Denkst Du bei gefährlichen Aktionen oft an sie und nimmst Dich daher etwas zurück?

Eigentlich nicht. Wenn ich darüber nachdenken würde was alles passieren könnte, müsste ich auf der Post oder in einer Bank arbeiten. Ich versuche das immer so zu erklären: Es gibt viele tausend Väter, die setzen sich mit der ganzen Familie am Wochenende ins Auto, brettern mit 200 Sachen über die Autobahn und finden das völlig normal. Das würde ich zum Beispiel nie machen. Wenn ich meinen indianischen Freunden in Nordkanada erzähle, dass ich mit



meinem Sohn zwei Monate im Kanu unterwegs war, wir einmal gekentert sind und ich ihn gerade so vor dem Erfrieren retten konnte, dann sagen die: „Ja und, ist doch normal!“ Erzählst du ihnen aber von meinem vorherigen Beispiel mit dem Familienvater auf der Autobahn, dann gucken die dich groß an und fragen, ob wir Deutschen noch ganz dicht sind. Das ist genau der Punkt. Was wir hier in Deutschland immer alles hinterfragen, finde ich gar nicht so gefährlich. Sicher kann mir auch mal etwas Schlimmes passieren, aber ich versuche nicht daran zu denken.

Aber es gibt doch sicherlich auch Situationen, in denen Dir mulmig ist und Du Dich gerade fragst, ob das jetzt so eine gute Idee war?

Ja, wenn ich in so alten Klapperkisten fliegen muss, mit denen ich irgendwo in die Wildnis hinaus gebracht werde. Ich habe kürzlich wieder so etwas in China erlebt, als wir Schnee Leoparden drehen wollten. Das war eine uralte Maschine und plötzlich blieb im Flug ein Motor stehen. Glücklicherweise war das eine Zweimotorige und der Pilot ist prima weitergeflogen, war wohl auch nicht das erste Mal für ihn. Wegen solchen Situationen habe ich vor zwei Jahren den Pilotenschein gemacht. Zum ei-

nen um zu verstehen, was in so einem Flugzeug passiert und zum anderen, um so ein Ding in der Not vielleicht auch selbst landen zu können. Ich bin ja meistens mit dem Piloten alleine unterwegs und die sind nicht immer koscher. Da fliegen dich dann irgendwelche alten, leicht besoffenen Kerle mit Klapperkisten in Nordkanada oder Afrika herum. Es ist wirklich so – sehr viele Buschpiloten trinken oder sind auf andere Weise zugehörnt.

Du verbringst auf Deinen Reisen viel Zeit mit Warten – Wie schlägst Du da die Zeit tot?

Eigentlich ist es nie so richtig langweilig. Ein Beispiel: Als ich vor vier Jahren zum ersten Mal mit meinem Sohn Erik in Alaska unterwegs war, da hatte er von der Schule so ein Lernprogramm mit Aufgaben dabei. Es hieß immer, wir hätten ja oft ganz viel Zeit und Langeweile während der Tour und auf dem Segelboot mit dem wir unterwegs waren. Und was war? Seine Lernblätter habe ich ihm auf dem Rückflug von Anchorage nach Frankfurt ausgefüllt! Draußen existiert eigentlich keine Langeweile. Es gibt immer etwas zu beobachten, zu gucken oder zu erledigen. Ob mich das für den Film weiterbringt ist dabei eine andere Frage.

Wenn Du nach mehreren Wochen oder Monaten Wildnis nach Deutschland und speziell in die Eifel zurückkehrst – Was ist das für ein Gefühl in den ersten Tagen?

Ich freue mich zunächst sehr, meine Familie wiederzusehen, klar. Trotzdem: Früher wäre ich am liebsten nach ein paar Tagen wieder in den Flieger gestiegen, um zurückzukehren. Heute genieße ich es jedes Mal umso mehr, wenn ich nach Hause komme und weiß die Vorteile hier besser zu schätzen. Deutschland ist schon toll. Hier ist alles perfekt organisiert, es herrscht im Vergleich ein tolles Umweltbewusstsein und man lebt einfach gut. Was die Eifel angeht, wohne ich jetzt seit 25 Jahren hier und mag einfach alles. Morgens beim Aufstehen den Blick auf den Horizont durch das Schlafzimmerfenster, die Ursprünglichkeit der Landschaft, die Ruhe in der Nacht, die Leute hier – das ist für mich alles ein großes Stück Lebensqualität.

„Jetzt müssen wir aber langsam los, gleich wollte noch ein Kollege vorbeikommen“, sagt mein Gegenüber mit einem Blick auf die Uhr. Ich schieße noch kurz ein paar Fotos aus der Hüfte und wir machen uns auf den

Rückweg - wegen Hund Cleo teilweise durch die Wiese. An seinem Haus angekommen, werde ich noch auf einen Kaffee hereingebeten. Der „Kollege“ sitzt bereits in voller Radsport-Montur in der Küche und wartet. Es ist Manuel Andrack („Harald Schmidt Show“, „Du musst wandern“), der die Füße von sich streckt und freundlich grüßt. Kaffeepötte werden verteilt, Kielings Frau Birgit kommt hinzu, die Gespräche drehen sich um die Eifel, Mai-Bräuche und Ahnenforschung. Zwischendurch schaut kurz die in Kittelschürze bekleidete Schwiegermutter Kielings herein und fragt, was an diesem Mittag gekocht werde. Kurz: Ein typischer Vormittag in einer kleinen Eifeler Küche. „In ein paar Tagen muss ich nach Botswana, falls Du noch eine Frage hast ...“, erinnert mich der Tierfilmer bei der Verabschiedung an der Haustür. „Nein, nein“, winke ich ab, „und guten Flug!“

*Interview: Alexander Kuffner
Fotos: Andreas Kieling/Kuffner (S. 16)*



Lese-Tipp

„Bären, Lachse, wilde Wasser. Als junge Familie durch Kanada und Alaska“

lautet der Titel des aktuellen Buches von Andreas Kieling. Darin erzählt er die Geschichte, wie er mit den Söhnen Erik und Thore sowie seiner Frau Birgit und Hund Cita den Yukon flussaufwärts bereist hat, um unter anderem Grizzlys beim Lachsfang zu beobachten. Das Buch bietet zahlreiche prächtige Farbaufnahmen, kostet 19,90 EUR und ist im Piper-Malik-Verlag unter der ISBN-Nummer 978-3890292847 erschienen.

